

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 127.

Mittwoch, 31. Mai.

1916.

(21. Fortsetzung.)

## Die Geschichte einer Frau.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem russischen Großstadtleben.

Von Hans Beder (Wiesbaden).

Nach Sergei verließ das Zimmer und begab sich hinunter zu Olga Petrovna.

Dort ließ er die Haushälterin rufen und sich von ihr wiederholen, was sie seiner Schwester geschrieben und der Tartakowa erzählt, und fast stand auch in ihm fest die Überzeugung fest, daß eine Unterschlagung des Testaments vorlag. Aber wer mochte der Schuldige sein? Dem Notar allein konnte doch der Betrug keinen Vorteil bringen, Stroganow ohne den Notar nicht gehandelt haben, also mußten diese beiden zusammen bei der Sache beteiligt sein.

Und doch erschien es ihm immer von neuem unmöglich, daß der junge Offizier seine Hand dazu gereicht.

Er stellte ihn sich vor, so wie er ihn gekannt: lebensfroh, durch und durch Cavalier — nun sollte er plötzlich zum Verbrecher geworden sein. Befah das Geld wirklich solche Macht?

Ein Gel ergriff ihn, daß er sich da hineinmischen solle — aber er hatte der Schwester sein Wort gegeben, und wenn er hinging und ihr sagte: Gib mir mein Wort zurück, ich kann nichts tun — was half es: Sie würde andere Hilfe suchen und finden, und gerade, was er verhindern wollte: daß sie selbst als Anklägerin auftrat, würde geschehen.

Eine Frau, die ihren Geliebten der Unterschlagung anklagt — mit Fingern würde man auf sie weisen. Von ihr durfte die Anzeige nicht ausgehen, schon genug, wenn sie später als Zeugin aufzutreten mußte — vor dem Schmächtigsten wollte er sie bewahren.

Olga Petrovna stimmte ihm bei:

„Aber auch du selbst halte dich zurück. Übergib die Geschichte einem Advokaten, geh zu Orlovsky, er ist zwar ein großer Spitzbube, aber du weißt, was er übernimmt, führt er auch durch.“

Nach Olgas Mann fragte Sergei noch, ob der Hausarzt da gewesen sei, und als Olga verneinte, wollte er nach ihm sehen. Olga riet ihm ob:

„Daß das, Sergei, Hippolit ist zu Bett gegangen, ich habe schon an den Doktor telephoniert, Hippolit phantasiert stark, er fürchtet sich vor dir — bleib davon, du wirst in der nächsten Zeit Aufregung genug haben, wenigstens diese will ich dir ersparen.“

In der Zwischenzeit war Vera in ihrer Wohnung angefangen. Unruhig ging sie in ihren Zimmern auf und ab: Wenn Sergei die Sache nun doch verdarb, er würde zu vorsichtig, zu rücksichtsvoll sein, immer nur ihren Ruf, ihren Namen schützen wollen. Wie Unverstand kam ihr das vor: Welche Frau würde in gleicher Lage nicht ebenso wie sie handeln. Begriff er denn nicht, was die Erbschaft für sie bedeutete, war er wirklich noch immer ein solcher Träumer, daß er den Wert des Geldes nicht zu schätzen verstand? Im Besitz von Millionen forderte sie die ganze Welt heraus, niemand würde es wagen, ihren Ruf anzutasten. Sie wollte doch nur ihr Recht — verlassen würde man sie, wenn sie darauf nicht bestand, wenn sie so weiterlebte von der Gnade jenes, der sie beraubt.

Ihre Gedanken hielten bei ihm, bei Boris. Es hatte sie doch erschüttert, was Sergei gesagt — war es denn wirklich so: hatte sie nur die Sehnsucht nach Wohlleben zu ihm getrieben, liebte sie ihn wirklich nicht, oder hatte ihn doch geliebt, war ihre Liebe nicht nur untergegangen, erdrückt durch den Gedanken, was er ihr angetan?

Sie sann vor sich hin: Zuerst — ja, sie hatte ihn geliebt, in ihrer Weise, wie ihren verstorbenen Mann, aber — sie wollte nichts beschönigen, sich nicht besser machen, als sie war: die Hauptsache blieb doch der Abscheu vor dem armseligen Leben, das Verlangen, mittun zu können, mit den anderen, den Reichen — was sie zu ihm geführt, und jetzt erloschen, was sie an Liebe gefühlt, sie wollte sich zwingen, nur noch ihren Feind in ihm zu sehen. Ohne weiter zu prüfen, wollte sie jene Worte, die ihr der Bruder zugerufen, von sich abwehren, und konnte doch nicht darüber hinweg: immer wieder trat ihr das Bild des schönen, fröhlichen Offiziers, der sie mit Liebe, mit allem Luxus, den sie sich gewünscht, umgeben, vor Augen — gegen ihren Willen mußte sie sich vorstellen, welchem Schicksal sie ihn preisgab.

Sei es stieg es in ihr auf — gab es keinen anderen Ausweg, sollte sie nicht doch vorher mit Boris sprechen, ihm sagen, was sie wollte, ihm die Möglichkeit bieten, in friedlicher Weise, ohne ihn zu verderben, gutmachen zu können, was er gefehlt?

Aber er — würde er gestehen, sich vor ihr erniedrigen — und sie selbst, erschien das nicht viel schwerer, als wenn sie öffentlich ihre Sache verfocht, konnte denn nach allem noch eine Gemeinschaft zwischen ihnen sein, mußte sie ihn nicht verlieren — so oder so? War es nicht auch schon zu spät — hatte Sergei nicht schon gehandelt, gab es denn jetzt noch ein Zurück?

Erschreckt fuhr sie auf — die Kluglocke hatte gekönt — vielleicht war das Boris, er kam wohl, um sich nach ihrer Gesundheit zu erkundigen.

Sie fühlte, wie ihr alles Blut zum Herzen strömte, horchte gespannt — ja er war es, sein Schritt, das leise Klirren der silbernen Sporen, ein kurzes Klopfen — sie wachte nicht, ob sie gerufen — die Tür wurde geöffnet, Boris trat ein.

Mit einem großen Strauß weißer Rosen, ihren Lieblingsblumen — schön, glänzend, mit seinen fröhlichen, jungen Augen stand er vor ihr, schlug die Haden zusammen und sagte feierlich:

„Ich komme, meine Herrin zu begrüßen und mich nach ihrem Wohlbefinden zu erkundigen.“

Wie er ihr die Blumen hinreichte, sah sie, daß ihr daraus etwas Blühendes entgegenfunkelte, ein kostbares mit Smaragden geschmücktes Armband. Der Kranz der grünen Edelsteine, eingebettet zwischen den mattweißen Rosen, gaben ein Bild, das erkennen ließ, mit welcher Sorgfalt das Geschenk ausgewählt war. Zu jeder anderen Zeit würde sie Freude darüber empfunden haben, heute blickte sie kaum danach hin, hatte auch noch nicht

auf Boris Frage nach ihrem Befinden geantwortet, kämpfte noch immer mit sich, ob sie sprechen sollte.

Als er näher zu ihr herantrat, den Arm um sie schlängelnd, sie an sich ziehen wollte, warf sie ihn ab:

„Daß das — ich bin nicht wohl.“

Er sah sie erstaunt an: Was hatte sie, wodurch hatte er sie beleidigt? Dann fiel ihm ein, daß sie es nicht liebte, wenn bei ihr gespielt wurde, schon einmal hatte sie ihm das vorgeworfen, gesagt, daß ihr das in ihrer Wohnung nicht passe, sie das als Nichtachtung empfände, wenn er mit Kameraden käme und sich gleich nach dem Souper an den Spieltisch setze. Auf seinen Einwand, daß doch in allen Familien gespielt würde, hatte sie sehr erregt erwidert, daß das etwas anderes sei, in Familien könnte wohl gespielt werden, bei ihr nicht, sie käme sich dann vor, wie —

Als ob sie loben diesen Vorwurf ausgesprochen, sagte er:

„Verzeih, Vera, du hast dich nach dem Essen gleich mit Karatajew zurückgezogen, um zu musizieren — da dachte ich — verzeih, sei wieder gut.“

Sie blickte noch immer vor sich hin und antwortete nicht, so daß er fürchtete, irgend ein anderer Grund läge vor, sie hätte vielleicht von dem lustigen Abend, den er neulich im Cabinet bei Ernest auf den Inseln mit Kameraden und — na ja — mit einer Schar Französinen aus dem Chrestowsky-Theater gefeiert, erfahren, vielleicht hatte Karatajew geschwätzt, der hatte oft Anwandlungen von Tugend — aber es war ja nichts passiert, ganz harmlos war die Sache verlaufen.

Ein flüchtiges Rächeln umspielte seinen Mund, er freute sich trotz allem, daß sie eifersüchtig war, das zeigte doch, daß sie ihn liebe, woran er, namentlich in der letzten Zeit, oft gezweifelt. Er seinerseits liebte sie — aus der anfänglichen Spielerei, aus dem Gefallen, das er an ihr gefunden, war Ernst geworden, oft schon war ihm der Gedanke durch den Kopf gegangen, ob er sie nicht heiraten sollte. Aber da war so vielerlei, dies und jenes — und schließlich, sie lebten doch auch so ganz schön.

Wieder machte er einen Versuch, sich ihr zu nähern:

„Vera, sei doch wieder gut, was hast du denn, hat Karatajew geschwätzt, daß wir 'ne lustige Nacht gefeiert, mein Gott, das hätte ich dir selbst erzählt, ich habe doch kein Geheimnis vor dir und ich tue ja auch nichts, was dich kränken könnte. Oder hast du etwas anderes, du bist so still, ich denke und grübele, was ich verbrochen haben kann.“

Er neigte sich über sie und wollte sie küssen, doch wieder entzog sie sich ihm.

„Daß, Boris, —“ und plötzlich mit schnellem Entschluß: „Willst du mir eine Frage beantworten?“

„Aber Vera, tausend für eine, frage, es ist mir schon eine Erleichterung, daß du überhaupt wieder sprichst.“

Einige Sekunden sann sie noch nach, dann sagte sie langsam, jedes Wort absetzend, als ob ihr das Sprechen schwer würde:

„Sag mir, Boris, — ich sprach dir schon einmal davon — du hast von deinem Onkel alles, sein ganzes Vermögen geerbt, für mich war keine Bestimmung getroffen?“

Wie damals, als sie ihm davon gesprochen, rötete sich sein Gesicht, in seine Augen trat etwas Fremdes, doch heute schwieg er nicht, er nahm die Frage auf und sagte sehr ernst:

„Vera, es ist nicht das erste Mal, daß du das erwähnst, ich verstehe nicht, welcher Gedanke dich bewegt, ich, ich —“ er riß sich nach der Stirn und sah sie starr an: „Es ist doch nicht möglich, daß du denken kannst, es sei nicht alles mit rechten Dingen zugegangen, daß du, daß man dich — aber Vera, begreiffst du denn nicht, was das für mich heißt, verstehst du denn nicht, daß du mich durch einen solchen Gedanken zum Elenden stempelst.“

Vera, habe ich dir jemals den Beweis gegeben, daß ich ein Erbschleicher bin, kannst du denken, daß ich im letzten Augenblick dem Willen des Onkels entgegen-

getreten bin, ihn umgestimmt habe in dem, was er tun wollte. Und kannst du glauben, daß ich, wenn ich so etwas getan, mit ruhigem Gewissen um deine Liebe geworden hätte, neben dir leben könnte —“

Er wandte sich ab und ging heftig erregt im Zimmer umher.

Vera hatte erstaunt aufgehört: Welch andere Auffassung sprach aus seinen Worten, von dem, was sie sich borge stellt, keine Spur. Nicht die leiseste Ahnung schien ihm zu kommen, welche Zweifel sie bewegt, was sie ihm zugetraut. Schon allein durch die Zumutung, daß er den Sterbenden zu seinen Gunsten umgestimmt haben könnte, war er in Erregung geraten, das Wort Erbschleicher hatte er mit so bitterem Hohn herausgestoßen, und sie, sie —

Eine tödliche Furcht ergriff sie: Wenn er erfuhr, was sie gedacht, nie würde er ihr verzeihen.

Sie faltete die Hände, als ob sie Abbitte leisten wollte, aber gleich besann sie sich, daß sie dann gestehen mußte, was sie gedacht.

Sie glaubte in diesem Augenblick klarzusehen, die Überzeugung gewonnen zu haben, daß, was auch geschehen sein mochte, er, Boris, unschuldig sei.

Wie eine Last hatte es sich von ihrem Herzen gewälzt, als er sich durch die wenigen Worte, durch sein Sichgeben gereinigt, sie kannte ihn gut genug, daß er nicht fähig war, sich zu verstellen. Wie oft früher hatte sie an seiner offenen Art und Weise Freude empfunden, jede kleine Ausschweifung hatte er ihr gebeichtet, so wie heute die bei Ernest durchzechte Nacht, er verstand gar nicht, etwas zu leugnen, und so gut, so jungenhaft hatte er stets um Verzeihung gebeten.

Wie hatte sie ihm ein solches Verbrechen ansinnen können — wie Tollheit erschien ihr das jetzt, alles drängte in ihr, ihn um Vergebung anzusehen, sie fühlte, wie sie sich selbst betrogen, daß sie doch Liebe mit ihm verband. Wenn sie nicht zufrieden gewesen, so hatte wohl die Schuld nur daran gelegen, daß sie sich in ihrer Lage als nichtgesehliche Frau, einer Lage, die sie sich selbst geschaffen, nicht mehr zurechtgefunden, ihr Wohlleben ihr nicht mehr den rechten Genuß verschafft und sie ihm zum Vorwurf machte, daß er sie nicht durch Heirat daraus erlöste.

Nun sah sie plötzlich alles zwischen sich und ihm zerrißen, es war ja nicht möglich, daß er ihr verzeihen konnte.

Eine schwere, schwüle Stimmung war über sie gekommen, neben der Furcht, daß er erfahren könnte, was sie gedacht, was sie schon getan — eine sie stoßende, treibende Gewalt: Du mußt ihm alles sagen, ehe er es von anderer Seite erfährt, ehe man ihn anklagt.

Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen, um das Bild nicht zu sehen, das ihre Phantasie ihr vorgaukelte: Boris, dort jener stolze, schöne Mensch vor dem Richter — angeklagt eines gemeinen Verbrechens.

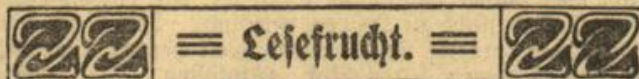
Und das durch sie. Wieder der Gedanke: War sie denn toll gewesen, hatte sie sich durch ihr unersättliches Verlangen nach Geld, nach dem vielen Geld verblenden lassen?

Sie nahm die Hände vom Gesicht und blickte zu ihm, der noch im Zimmer umherging, hinüber.

Nur seine schnellen Atemzüge hörte sie, die gedämpften Schritte auf dem Teppich und das Klirren der Sporen. Wie ein zurückgehaltenes Geräusch, wie unterdrückte Musik klang ihr das, der sie nachlauschen mußte und die anfang, sie zu beruhigen.

Sein Gesicht konnte sie nicht sehen, er hielt den Kopf tief gesenkt.

(Fortsetzung folgt.)



Jugend, ach! ist dem Alter so nah durchs Leben verbunden,  
Wie ein beweglicher Traum gestern und heute verband.  
Goethe.

# Berliner Brief.

Die Millionen Berlins.

Berlin, 24. Mai.

Kennen und Silber — die 24. Kriegswochen zeigt uns, daß unsere Sportsleute und „Mäcene“ nicht ärmer geworden sind. Sie scheinen eher reicher geworden . . . Auf der Grunewald-Brennbahn und bei Cassirer wie Depke, für Pferde und Kunst-raritäten, konnte man die Millionen Berlins mobilisiert sehen, großartig, imponierend und ein wenig schamlos. Die Silberkugelmänner in London und Paris hatten Dr. Helfferich seine Milliarden nicht glauben wollen. Was werden sie sagen zu dem „Toto“ Grunewalds, der den deutschen Weltrekord schlug, und zu den „Kulpen“ Cézannes, für die ein Mannheimer Falke 40 000 Mark auf den Tisch des Cassirerhauses niederlegte? Vielleicht werden sie staunen. Wir selbst gestehen uns leise, daß uns diese Kulturbüthen im Kriege etwas gemischte Gefühle einflößen.

Die Grunewald-Brennbahn, das Dongchamp Berlins, mag manchen als das Ideal für solche gesellschaftlich-sportlichen Zusammenkünfte erscheinen; andere werden sich lustigere Tribünenhäuser wünschen, die einem Fest im Freien besser entsprechen. Aber da sie sich im Kriege als geeignet erwiesen, zu Zigaretten verwandt zu werden, muß man ihrem Baumeister recht geben. Die Invaliden sind jetzt weitergewandert, damit das Achtmillionenkapital sich wieder verzinsen kann. Auf der Stelle waren zum ersten Renntag hunderttausend Menschenlein auf die Wiesen unter die schönen Bäume hinausgeißelt, wo der Gärtner immer noch recht schöne Beete pflanzte. Geduldig standen die Berliner hier an den Kassen, bis sie an die Reihe kamen, ohne zu murren, wie bei den „Butter-mayonnaisen“, so der Volkswitz die Ansammlungen vor den Ladengeschäften getauft hat. Es waren nicht nur Millionäre — alle Stände hatten noch etwas Geld übrig für die edle Bollblutjucht.

Zwar hatte man schon einmal an einem Renntag die Wettsomme von einer Million überschritten; aber das war für das Hamburger Ereignis. Im Grunewald der „Holzauktion“ zählten die Lotobeamten 1 111 225 Mark Einsatz zusammen! Dabei lockte bei keinem Rennen eine ungewöhnliche Quote oder ein ganz besonderer Favorit an die Wettmaschinen. Es war ein sportlicher Durchschnittstag, bei dem die Wettepreise — sechsmal 4000 und einmal 13 000 Mark — in gar keinem Verhältnis zur Aufregung des Totalisators standen. Daß in dem Affenburg-Handicap, das nach dem Stadiumspaten — das Stadion sollte in diesem Jahre seine Weltbedeutung haben! — getauft wurde, ein „Nitter“ lief, der vormals „Reberend“ hieß, und daß der „Nitter“ einen „Roi Soleil“ patriotisch in den Schatten stellte, war vielleicht nach den Gewichtsverschiedenheiten vorauszu sehen gewesen. Weniger das Verständnis für die Pferdebeine und ihr Verhältnis zu weichem Boden als die große Geldfüßigkeit, der durch neue Anleihen abgeholfen werden soll, erklären die Wettbegierde — es gingen sogar wieder 20 000 Mark in Gold ein! Außer den Leuten, denen nie die Banknoten ausgehen und die auf dem Sattelplatz vollzählig vorhanden waren, alle unentbehrlich, wettet jetzt viel erworbensfähig gewordene grüne Jugend, der man den Sparzwang darum nicht ersparen möchte . . . Wenig aufrichtige Sommerkleider (kein Gedanke an Kriegsmäßige Rodenge, wie sie die Berliner Konfektion in ihrer Modeohnmacht beschloß), dafür Uniformen die Menge und fesche Österreicher. In der Loge das jungberühmte Prinzenpaar Sigismund — die königliche Hoheit erdbeersfarben und rosa behutet, als angenehme Abwechslung für das überall vorherrschende Braun. Ein Regenguß zum Beschluß, ausgezeichnet für die Natur, war den Kleidchen und Stelzenstiefelchen weniger förderlich.

Das Internationale, das jetzt den Rennereignissen fehlt, haben sich die Kunstauktionen in erstaunlichem Grade gehalten. Man glaubte einst zu wissen, daß es einen Händler-trust gebe, der mit dem Zentralfitz in Paris, beiden Welten diktiert, was gute moderne Kunst sei und welche horrenden Preise man dafür zu zahlen habe. Dieser Trust hatte die Manets, Monets, Renoirs, van Goghs, Gauguins, Degas, Bicasios, Cézannes auf einen Tarif hinaufgeschraubt, der nur

mit Zehntausenden rechnete, gleichgültig, ob nach diesem Maßstab ein Raffael oder Rembrandt mit einer kleinen Milliarde bezahlt werden mußte. Man konnte gespannt sein, wie es diesem Trust im Kriege ergehen würde. Denn es war kein Geheimnis, daß die Händler, die sich gegenseitig die Neklampreise steigerten, den Laden voll von der zurückgehaltenen und angepreiserten Ware hatten. Es zeigte sich, daß diese Händler sehr finanzstark sind. Sie können abwarten. Die wenigen „Transaktionen“, die seit Ausbruch der Feindseligkeiten stattfanden, haben nicht den mindesten Preissturz herbeigeführt. Als stünden die nicht uneigennütigen Kulturträger erhaben über dem Völkerhaß, halten sie weiter zusammen und lassen sich das Geschäft nicht stören.

Die Sammlung Julius Stern, die jetzt versteigert wurde, hat uns beim Besehen eine ganz nette Kunstfreude bereitet. Es war nichts Überwältigendes darin, aber die Kostproben vom französischen und deutschen Impressionismus waren meist mit feinem Liebhaberverständnis zusammengebracht worden, oben-dreißig zu einer Zeit, wo der Snobismus noch nicht diese Bilder unnützig überzahlte. Mit wenigen Ausnahmen handelte es sich indessen um Stizgenhaftes. So ist der Degas nicht zu vergleichen gewesen mit den anderen: „Tänzerinnen“, die im Jahre vor dem Krieg in Paris auf vielleicht nicht ganz einwandfreiem Wege die schwindelnde Höhe von 400 000 Franken erreichten; man gab für die Studie 27 000 Mark (ein schwedischer Beauftragter!). Für Monets „Mohnfeld“ 36 500 Mark, für sein „Safenbild“ 35 000 Mark, für Manets „Frauenbildnis“ 31 000 Mark, für van Goghs „Garten in Arles“ 24 000 Mark — das war stets mehr eine Bezahlung des Namens als der — Ware. Wir würden diese Verbeugungen vor den Franzosen, die wieder unseren tiefen Kulturstand merken werden, doch ungemessen finden, wenn man nicht auch einen „Boche“ wie unseren Viehermann sehr hoch gewertet hätte; für seine „Kaiser-Friedrich-Gedächtnisfeier in Rosen“ 41 000 Mark (ein Budapestischer Käufer!) und für seine „Pferdelocke“ 38 500 Mark. Es gibt freilich Viehermänner, die wir danach ruhig auf eine halbe Million einschätzen möchten.

Ähnlich gefüllte Taschen brachten die Berliner Millionäre und aus allen neutralen Ländern herbeigekeimten Antiquarier und Museumsdirektoren zur Vederath-Versteigerung mit. A. v. Vederath war einer der bekanntesten Albertumsförerer italienischer Renaissance und einer der geübtesten Altertumsförerer gewesen; ein ganzes Haus voll alter Bildwerke, Skulpturen und Keramik kam jetzt nach seinem Tode unter den Hammer. Man studierte mit der Lupe in der Hand maurisch-spanische Scherben, Apothekegefäße, Stoffreste und durchwurmte Holzfragmente. Manches Florentinische war herborragend schön; manches nur der Marotte wegen von Seltenheitswert. Donatello, della Robbia, Michelangelo waren durch ihre Schüler vertreten — jedes Stück der besseren Gattung erzielte zwischen 10- und 13 000 Mark. Die Majoliken wurden auch, trotz ihrer Fülle, auf die zehnfachen Preise hinausgetrieben, die von Vederath gezahlt hatte. Mancher gebrechliche Renaissance-Goldstuhl, den er in Mailand oder Bologna vielleicht für hundert Lire erstanden, wurde bei Depke mit Kriegsgewinnen und trotz Kriegsteuer fünfzigfach umstritten.

Die Museen mochten trotz mancher Erwerbungen sein, mit denen sie die kunsthistorische Entwicklung besser illustrieren können. Aber für viele Käufer handelte es sich in der Hauptsache darum, daß sie sich rühmen wollten, auch etwas aus der Sammlung v. Vederath davongetragen zu haben, wie aus der Sammlung Julius Stern. Wer heute Vermögen hat, muß auch ein Kunstkenner und Kunstsammler sein. Das ist Vorbedingung für einen schönen „Salon“, nach dem alle Ehrgeizigen streben. Nur wer etwas zu zeigen hat, kann die bekannten Leute heranziehen, mit denen die Tees der schönen „Salons“ glänzen. Einen van Gogh (17 000 Mark), einen maurisch-spanischen Scherben (11 000 Mark); wenn die Hausfrau diese Erwerbungen ihres Kunstgeschmacks den Gästen, die nicht minder kunstverständlich sein wollen, zeigt und wenn sie die Nummern in den Stern- und Vederath-Katalogen nebst eingetragenen Niefenpreisen dazu zeigt, — das macht den Ruf eines guten Hauses! Der van Gogh ist zwar ein bißchen verrückt und auf dem Scherben sieht man auch nicht viel vom einstigen Farbenbrand — aber alles liegt auf den Anien und stöhnt in Anbetung: „Wie himmlisch — 17 000 Mark!“ und: „Wie göttlich — 11 000 Mark!“ — — — Nur ein Philister möchte den van Gogh in Scherben schlagen . . .

# Neues vom Büchermarkt.

## Kriegsgedichte, Novellen usw.

\* **Wiesbadener Kriegspredigten.** Gedenkbuch für die evangelische Gemeinde. (Verlag Ed. Voigts Nachf., Prüf. u. Berner, Wiesbaden.) Von den Wiesbadener Kriegspredigten liegt jetzt der zweite Band vor, der ebenso wie der erste Band eine Sammlung besonders wertvoller Predigten der evangelischen Wiesbadener Pfarrer enthält, von jedem Pfarrer eine Predigt nach seiner freien Wahl. Das bürgt uns dafür, daß jeder sein Bestes gab, und der frisch-fröhliche Geist des deutschen Christentums leuchtet uns aus allen Blättern des Büchleins entgegen. Es wird denen Freude und Trost bringen, die in Sorgen und Gebeten daheim geblieben und auch den tapferen Helden draußen in Ost und West, die ja nicht nur für das deutsche Vaterland, sondern auch für den deutschen Herrgott kämpfen. C. S.

\* **Das Schwert des Geistes.** Gottes Wort für den täglichen Gebrauch, ausgewählt, mit Leitwort und Lesefafel versehen von D. Schöller, Generalsuperintendent von Ostpreußen. Sonderausgabe: Oktavformat. 420 Seiten stark. (Berlin, W. 35, Verlag des Evangelischen Bundes.)

\* **Mutterpflichten gegen die Ungelohorenen.** Eine Mahnung zur Bevölkerungserneuerung nach dem Kriege, von Dr. R. Vaerting. (Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin, SW. 11.) Das vorliegende Büchlein gibt in 7 Kapiteln vor allem den Müttern praktische Ratschläge für die Bevölkerungserneuerung.

\* **Heiliges Vaterland, vergiß es niemals wieder, niemals!** Eine Sammlung der herrlichsten Gedanken unserer großen Zeit, zu einem deutschen Volkskatechismus zusammengestellt von Wilhelm Franz. (Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin SW. 11.)

\* **Keimfreies Wasser fürs Meer.** Von Dr. Ing. G. Thiem, beratender Ingenieur für Wasser-Versorgung, Leipzig. 64 Seiten, mit 9 Abbildungen. (Leipzig 1916. Verlag der Internationalen Zeitschrift für Wasser-Versorgung.)

## Romane, Novellen usw.

\* **Die Warthos.** Roman von Albert Peterfen. (Verlag Desse u. Weder, Leipzig 1915. 223 Seiten.) Den Gutsherrn Wartho hat man eben zu Grabe geleitet. Er ist, wie alle seine Ahnen und Urahnen an Körper und Geist dahin geschied, ein Opfer seines allzu tollen Lebens. „Warthoschicksal, Warthoschluch!“ Daran krankten und starben sie alle, die oben begraben liegen auf dem stillen Kirchhof von Wolbro. Frau Marie Wartho wollte ihre Kinder, Knud und Ane, vor dem Schicksalsfluch retten und schützen. Ihr ganzes Denken, jedes Wort, das sie spricht, ist bestimmt, die Kinderherzen dem Guten und Edlen empfänglich zu machen. Aber sie wird dadurch äußerlich hart und kalt, verlernt Liebe zu zeigen und wird den Kindern immer fremder und unnahbarer. „Alles gab ihnen die Mutter: das beste Beispiel, Lehren, Ermahnungen und gute Schulbildung, nur Liebe, herzliche Liebe, gab ihnen diese Frau, die ihre Kinder doch so heiß liebte, nicht.“ Die Jahre vergingen und Knud kam in die nächste Stadt auf die Schule. Hier selbst die eigentliche Entwicklung des Romans ein. Mit liebevollem Verstehen des Seelenlebens eines jungen talentierten, lebensfrohen Menschen erzählt Peterfen von diesen Studienjahren. Knud ist der Verführung unterlegen und der geheimen Schülerverbindung „Teutonia“ beigetreten. Seine Mutter kommt unermutet in die Stadt, besucht ihren Sohn, findet ihn nicht in seiner Wohnung und erwartet ihn. Spät nachts kommt dieser heim. Es gibt eine harte Auseinandersetzung zwischen Mutter und Sohn und erstere geht, sich vollständig von Knud lossagend. Diese Episode ist unwahrscheinlich und entspricht ganz und gar nicht dem Charakter der ehrenfesten Frau Wartho. Überhaupt scheint Peterfen mehr Glück in der Zeichnung männlicher Gestalten zu haben. So ist z. B. Oberlehrer Harns, der sich um Knud bemüht und ihm sein weiteres Studium zu sichern bestrebt ist, eine ganz prächtige Figur, ein Erzähler der Jugend, wie er sein soll. Knud wird von diesem väterlichen Lehrer und Freund durch die Studienjahre geleitet und hat eine zweite Heimat in dessen Hause gefunden. Der Warthoschluch erfüllt sich nicht an ihm, sein Leben geht die geraden Bahnen des Fleißes und Strebens, er führt Luze, die Tochter Harns, als seine Frau heim und söhnt sich mit seiner Mutter aus, die in ihren wohlgerateten Kindern ihr Lebenswerk vollendet sieht. Die Erzählung ist flott geschrieben, steht entschieden auf einer Höhe wohlgepflegten Stils und verzieht den Leser zu fesseln. M. v. L.

\* **Die Familie Buchholz.** Aus dem Leben der Hauptstadt. Von Julius Sünde. Erster Teil. (G. Crotische Verlagsbuchhandlung, Berlin.) Die gute Frau Wilhelmine Buchholz! Sie hätte sich das nicht träumen lassen, daß sie mit all ihren spießbürgerlichen Freuden und Leiden auch noch unsere Generation erheitern würde. Man hat sie in ihrer behaglichen Trivialität arg gescholten, und doch hat kein Geringerer als Bismard, der doch wohl seine

Berliner kennen mußte, Freude an ihr gehabt. Sollen wir kritischer sein, jetzt, wo jene Zustände der werdenden Großstadt mit der absterbenden Weibergemüßlichkeit und dem begierig alles aufschneppenden Bildungshunger der Vergangenheit angehören? Ich glaube, man wird jetzt gerade auch in den Geschichten dieser Bürgerfrau, die sich so ergötlich und unbefangen selbst verästelt, ein gut Stück deutscher Gesundheit herausfinden, auch abgesehen von ihrem Unterhaltungswert. Die Verlagsausgabe hat diese neue Ausgabe sehr hübsch künstlerisch ausgestattet, wie wir es jetzt eben verlangen müssen, und ein Bild des Autors beigegeben. Die weiteren Bände, in denen Frau Wilhelmine ihr Garn in ergötlicher Breite weiter spinnt, sind unterdessen ebenfalls in gleicher Neuausstattung erschienen.

## Länder- und Völkerkunde.

\* **Länder und Leute.** Reisebilder und Erinnerungen von Hans Hoffmann. (München bei Georg Müller.) Aus dem Nachlaß des unvergesslichen Dichters erschien schon vor einiger Zeit eine Sammlung poetischer Skizzen und Fragmente, Wertvolles auch im Unvollendeten; dieser neue Band, den nun Karl Schüddelkopf herausgab, war noch von Hoffmann selbst geplant und bezieht; er enthält zunächst allerlei autobiographische Plaudereien, von hübschem Sumor erfüllt, dann Reisezeichnungen und Landschaftsbilder aus dem Süden, Norwegen, den heimatlichen Küstengegenden, endlich Schilderungen von Bismards Geburtstagsfeier in Friedrichsruh, Roden und Essau über Naabe, Fontane, die deutsche Schillerstiftung; alles dies ergänzt das Dichters Charakterbild nach manchen Seiten hin und erweckt den Wunsch, daß seine Schöpfungen einmal auch durch eine billige Gesamtausgabe dem deutschen Volke ganz vertraut werden. Vielleicht wird man diesem deutschen Dichter dann einen Teil von der ernsthaften Beachtung zukommen lassen, die man bis jetzt an allerlei zweifelhaften Auslandsgrößen verschwendete.

\* **München und das Bährische Hochland.** Der Münchener Fremdenverkehrsverein bringt mit einer reizvollen neuen Schrift dem reisenden deutschen Publikum München und das Bährische Hochland in Erinnerung. Unter dem beherzigenswerten Motto „Reist in der Heimat“ geht dieses Büchlein in die Welt; kein Geringerer als Fritz von Ostini hat den Text geschrieben; er zählt aber nicht bloß die „Hauptstücke“ auf, sondern schildert mit liebevoller Eindringlichkeit die unendlich mannigfaltigen Schönheiten und Lebenswürdigkeiten, die in München wie im Bährischen Hochland mehr oder weniger noch unbekannt geblieben sind und regt auf diese Art in verdienstvoller Weise das „Abseits-vom-Bege-Wandern“ an, das unsere natur- und kunstfreundlichen Mitvordern weit mehr geübt haben als wir.

## Geschichte.

\* **Bismard im Leben und in deutscher Dichtung** von Alfred Wiese. Geheimrat Wiese hat Bismard innerlich erlebt, wie nur irgend einer der Lebenden, und er weiß uns auch den Großen innerlich nahe zu bringen wie wenige. Für seinen Vortrag — er ist die Erweiterung einer am 31. März 1915 zu Frankfurt gehaltenen Rede — gibt Wiese Wort: Alles Genialische ist eigentlich unendlich und unerschöpflich, aber es ist schon ein Genuß, sich ihm nur in einiger Entfernung anzunähern zu haben. Solche ehrsüchtvolle Bescheidenheit liegt der Studie zugrunde, die doch überall von tiefster Sachkenntnis zeugt und die großen Probleme dieses Lebens in einzelnen künstlerisch geformten Bildern darstellt; ein eigenes hier mitgeteiltes Erlebnis hat besondere seelische Bedeutung. Angefügt sind in feinsinniger Auswahl die besten Bismarddichtungen, zum Schluß auch die im Weltkrieg entstandenen.

## Kunst und Kunstgeschichte.

\* **Einführung in die Kunstgeschichte** von Richard Graul. (Alfred Kröner, Verlag in Leipzig.) Aus ganz bescheidenen Anfängen heraus hat sich diese „Einführung in die Kunstgeschichte“ in 29 Jahren durch 7 Auflagen hindurch zu einem ansehnlichen Lexikonformat-Band entwickelt. In einer klaren, jedem Laien leicht verständlichen Sprache führt uns der Verfasser an der Hand von über 1000 vorzüglich zusammengestellten Bildern durch die Kunstgeschichte von den Anfängen der Kunst bis tief in das 19. Jahrhundert hinein. Es ist selbstverständlich, daß bei der unübersehbaren Fülle des Stoffes und dem knappen Raum nur die Hauptfachen und Merkmale einer jeden Epoche berührt wurden, aber Graul hat es ausgezeichnet verstanden von der Architektur, Malerei und Plastik eines jeden Zeitalters ein anschauliches Bild zu geben. Leider ist jedoch von dem Verlag nicht die für ein solches Werk unbedingt notwendige Sorgfalt auf die gute Reproduktion der Bilder verwendet worden, so daß viele an sich vortreffliche Bilder durch den schlechten Druck die Wirkung verlieren und den Gesamteindruck stören. M. Ch.